"Wenn man ganz genau weiss, was man machen will, ..." : eine praxeologische Perspektive auf geschichtswissenschaftliche Qualitätsstandards

Autor(en): **Kohtz, Birte / Kraus, Alexander**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **62 (2012)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-306526

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Wenn man ganz genau weiß, was man machen will, ...»

Eine praxeologische Perspektive auf geschichtswissenschaftliche Qualitätsstandards

Birte Kohtz, Alexander Kraus

Summary

So far actual research practice has hardly played a part in the heated debate on quality standards and their measurability in historical sciences. This contribution takes a look at the perception of the topic by the researchers themselves. What positions on quality do historians actually take when they talk about their own work? In addition, the focus is on the practical dimensions of historiographic work: What are the consequences of the classification systems used by researchers and the writing process on the adjustability of quality in historical sciences? The article favours putting the discussion of evaluation criteria on a praxeological basis. Before it is possible to reflect on suitable methods of quality assurance it is indispensable to ask how history is written in practice. Extensive interviews with historians of either sex held in the context of two projects on the processes of insight and writing form the basis of this contribution.

«… wozu soll man es dann überhaupt noch machen? Da man es ja bereits weiß, ist es ganz ohne Interesse.»[1] Besser sei es dann, etwas ganz anderes zu tun, so jedenfalls Pablo Picasso. Wenn man ganz genau weiß,

1 Pablo Picasso, *Über Kunst. Aus Gesprächen zwischen Picasso und seinen Freunden*, Zürich 1982, S. 7.

Birte Kohtz, M.A., Justus-Liebig-Universität Gießen, Historisches Institut, Osteuropäische Geschichte, Otto-Behaghel-Straße 10, DE-35394 Gießen.
birte.kohtz@geschichte.uni-giessen.de
Alexander Kraus, Dr. des., Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Schreiblabor Geschichte, Historisches Seminar, Domplatz 20–22, DE-48143 Münster.
alexander.kraus@uni-muenster.de

was man machen will und was dabei herauskommt, dann ist man vielleicht auch nicht Historikerin oder Historiker, das ist jedenfalls der Eindruck, den wir aus der Beschäftigung mit historiografischen Arbeitsweisen und Forschungspraktiken gewonnen haben. Und doch sind Geschichtswissenschaftler häufig damit befasst, ihre Vorhaben in detaillierte Pläne und Prognosen zu fassen, ja Ergebnisse bereits zu antizipieren – nämlich dann, wenn für ein Forschungsvorhaben Gelder zu beantragen sind und dieses daher auf seine Qualität überprüft werden soll. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich Begutachtete wie Gutachter mitunter auch an den Klang von «Qual» erinnert fühlen. Denn folgt man den Worten des Alltagshistorikers Alf Lüdtke, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, der zunehmenden Flut von Gutachteranfragen Herr zu werden: das Abarbeiten entweder mit «starker» oder aber «mit möglichst wenig Emotion», wobei es keineswegs ein einfaches emotionales Unterfangen darstelle, «Gefühle des Grimms, des Zorns, der Verbitterung nicht zuzulassen». Eine entsprechende Anfrage zu verweigern, sei nur scheinbar eine Alternative, könne dies doch als eine «Verschärfung des ablehnenden Gutachtens» gedeutet werden. Das Verfassen von Gutachten, dieses machtvolle Instrument zur Qualitätssicherung und Rückversicherung über die Einhaltung wissenschaftlicher Standards, erscheint weniger als hehre Aufgabe denn als lästige Pflicht. Wie steht es mit der Lektüre von Gutachten? «Ich selbst», so Lüdtke weiter, «lege Gutachten bei Bewerbungen oder anderen Entscheidungen, an denen ich beteiligt bin, ungelesen zur Seite, und beachte sie auch bei Zweifelsfällen bestenfalls mit einem Auge. Bei Kolleginnen und Kollegen beobachte ich ähnliches.» Motivation dieser Praxis sei weniger ein Anzweifeln der Seriosität der Schriftstücke als die ihnen innewohnende Kränkung der eigenen Urteilsfähigkeit: «Ist man denn nicht selbst in der Lage, den Fall, die Person angemessen zu erfassen und zu beurteilen? Gäbe man nicht sich selbst auf, wenn Gutachten die Entscheidungen oder [...] ihre Kriterien bestimmten oder doch beeinflussten?» [2] Auch ist das Begutachten als Vorgehensweise weder formal noch inhaltlich an

2 Alf Lüdtke, «Gutachten», in: Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.), *Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld 2010, S. 91–96, hier S. 94f. Man könnte noch weiter ausholen: Bereits das Lesen des zu begutachtenden Antrags oder Projekts unterscheidet sich fundamental von üblicher Lesepraxis: «Die Beurteiler lesen ja nicht [als] Forschende, sondern [als] Begutachter.» Für die Antragslektüre entscheiden sie sich nicht wie für ein Buch, an dessen Thema sie per se interessiert sind, über das sie überzeugende Besprechungen oder das sie gar in einer Buchhandlung selbst angelesen haben. Nicht die Gutachter kommen zur Sache, «sondern die Sache kommt zu ihnen». Lutz Wingert, «Besserer Marktzugang durch geschärftes Methodenbewusstsein?», in: *traverse* 3 (2011), S. 145–148, hier S. 146.

einheitliche Vorgaben gekoppelt. Was verraten die aus der Erfahrung gezogenen Schlüsse über eines der zentralen Qualitätsmessungsverfahren, das über Mittelbewilligung, Stellenvergabe und Publikationsmöglichkeiten entscheiden kann? Sie verweisen auf eine bisher kaum erschlossene Dimension des Ringens um Qualität in den Geschichtswissenschaften: die praktischen Aspekte ihrer Definition und Kontrolle.

Die anhand des Beispiels «Gutachten» aufgezeigte relative Unklarheit und Uneindeutigkeit ist – wie noch zu sehen sein wird – auch in anderen qualitätsmessenden Verfahren präsent. Es verblüfft, dass in den hitzig geführten Debatten über Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften die Frage danach, was Qualität in ihnen ausmache, so selten über eine Analyse des *Wie*, das heißt der tatsächlichen Forschungspraktiken, erfolgt. Vielleicht hilft ein Blick über die Schulter, den heftig debattierten Begriff klarer zu fassen?[3] In unserem Beitrag soll es *erstens* darum gehen, zunächst zwei weitere Qualitätsmessungsverfahren kritisch zu betrachten sowie die Diskussion des *Wie* und des *Ob* der Messbarkeit geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis zu rekapitulieren, um darüber die Notwendigkeit eines praxeologischen Zugangs herauszuarbeiten. Denn wenn es kaum möglich ist, geschichtswissenschaftliche Erkenntnis mit den aus der Beurteilung anderer Wissenschaften übernommenen Verfahren adäquat zu bewerten und keine belastbaren Kriterien zu existieren scheinen, so gilt es neue Wege dafür zu erschließen. *Zweitens* möchten wir den Blick von den etablierten und oft als unpassend beschriebenen Qualitätsmessungsverfahren auf die Wahrnehmung des Themas durch die Forschenden selbst lenken: Welche Ansichten zu Qualität und Professionalität vertreten Historikerinnen und Historiker eigentlich, wenn sie von ihrer eigenen Arbeit sprechen? *Drittens* rücken bei der Betrachtung von Ordnungssystemen und des historiographischen Schreibens die Grenzen der Regulierbarkeit von Qualität in den Geschichtswissenschaften in den Mittelpunkt. Ziel dieses Dreischritts ist es, eine praxeologische Basis für die Diskussion um Evaluationskriterien in den historischen Wissenschaften zu erarbeiten. Denn ehe über geeignete Methoden von Qualitätssicherung reflektiert werden kann, ist danach zu fragen, wie das Schreiben von Geschichte praktisch funktioniert. Was also bedeutet Qualität in den Geschichtswissenschaften und wie wird sie gemacht?

3 Siehe dazu Claudia Prinz, Rüdiger Hohls (Hg.), «Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?», in: *Historisches Forum* (2009), sowie Elisabeth Lack, Christoph Markschies (Hg.), *What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt/New York 2008.

Grundlage unseres Beitrags sind ausführliche Interviews mit Historikerinnen und Historikern, die wir in zwei Projekten zu Erkenntnis- und Schreibprozessen in den Geschichtswissenschaften befragt haben:[4] Was tun wir, wenn wir Geschichte schreiben? Wie kommen wir zu unseren Forschungsthemen,[5] wo finden wir sie und welche Rolle spielt der Zufall dabei? Welche Bezüge bestehen zwischen ersten individuellen Notationen, Skizzen, Rohentwürfen und dem öffentlich sichtbaren Resultat? Wie verändert sich unsere Idee in jedem einzelnen empirischen Arbeitsschritt und -prozess, in unseren Alltagspraktiken? Auch wenn Qualitätsstandards nicht Teil unseres Fragespektrums waren, so sprechen unsere Interviewpartnerinnen und -partner doch wiederholt über Qualität, reflektieren den sich verändernden äußeren Rahmen der Arbeitsbedingungen, die zunehmend gefragten Managerqualitäten von Wissenschaftlern und geben Einblicke in das System ihrer Arbeitswelten, das nach den Vorgaben der «autistischen Leistungsmaschine»[6] Universität mehr und mehr beschnitten wird.

Über das *Für* und nicht das *Wider* der praxeologischen Perspektive

Die eingangs erwähnte, mit Leidenschaft geführte Debatte über den Sinn und Unsinn von Qualitätsmessungsverfahren in den Geschichtswissenschaften erstreckt sich nicht nur auf das Gutachterwesen. Auch andere Formen der Qualitätsmessung sind in die Kritik geraten – seit langem genutzte ebenso wie im Zuge der Veränderung von Finanzierungsregimes neu eingeführte.[7] So hat beispielsweise Christine Färber

4 Alexander Kraus, Birte Kohtz (Hg.), *Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. Zehn Gespräche*, Frankfurt/New York 2011; Alexander Kraus, Frank Wolff, Birte Kohtz, Walter Sperling (Hg.), «Notation. Niederschrift. Geschichte», in: *zeitenblicke* 2 (2010). Darin führten wir Interviews mit Simone Blaschka-Eick, Lorraine Daston, Carsten Goehrke, Valentin Groebner, Anke te Heesen, Ulrike Klöppel, Christof Mauch, Staffan Müller-Wille, Hans-Jörg Rheinberger, Philipp Sarasin, Karl Schlögel, Natascha Vittorelli und Julia Voss.

5 Siehe dazu die durch Jürgen Osterhammel formulierten einleitenden Fragen, die ein ganzes Forschungsfeld umreißen, das noch einer empirischen Bearbeitung harrt. Jürgen Osterhammel, «Themenwechsel», in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 2 (2012), S. 143–148.

6 Felix Grigat, «Erschöpft und ausgebrannt. Die Universität als autistische Leistungsmaschine», in: *Forschung & Lehre* 11 (2011).

7 Siehe dazu auch Hanna Schisslers Hinweise auf die Konsequenzen drittmittelgetriebener Forschung für die Wissenslandschaft und das problematische Menschenbild der «Audit Society». Hanna Schissler, «Rezensionsartikel: What the Hell is Quality», in: Prinz, Hohls (Hg.), *op. cit.*, S. 9–25. Zu den institutionalisierten Governance-Regimen der evaluationsbasierten Forschungsfinanzierung und den durch sie ausgelösten Veränderungen in der Forschungslandschaft siehe Jochen Gläser, Stefan Lange, Grit Laudel, Uwe Schimank, «Evaluationsbasierte Forschungsfinanzierung und ihre Folgen», in: Renate Mayntz, Friedhelm Neidhardt, Peter Weingart, Ulrich Wengenroth (Hg.), *Wis-*

das Berufungsverfahren als «intransparent, unkalkulierbar und willkürlich» charakterisiert. Basierend auf einer qualitativen Interviewstudie kommt sie zu dem Ergebnis, dass nicht nur zentrale Entscheidungen außerhalb der Kommissionssitzungen gefällt werden – wie Beteiligte der Berufungskommissionen mitunter ganz offen einräumten –, sondern auch Bewertungs- und Qualitätskriterien nicht klar definiert seien und zudem «formal gleiche Leistungen unterschiedlich bewertet» würden: Ausnahmslos alle Qualifikationskriterien seien vergeschlechtlicht. Fachliche Leistungen träten faktisch hinter private und subjektive Kriterien zurück; das Wirken informeller Netzwerke bestimme das eigentliche Arbeiten der Kommissionen. Quantifizierbare Daten wiederum gälten den Kommissionsmitgliedern allein «so lange als relativ objektiv, wie es ihre Interessen stützt».[8] Dass es innerhalb solcher Verfahren immer auch um «taktisches Geschick» oder gar Intrigenkünste gehe, spreche ebenso gegen dieses etablierte Verfahren der Bewertung, wie die Tatsache, dass innerhalb der Berufungskommissionen keineswegs Einigkeit darüber herrsche, was Qualität eigentlich sei und woran man sie messen könne, wie Ute Frevert aus subjektiver Perspektive berichtet.[9] Michèle Lamont hingegen relativiert diese Wahrnehmung in ihrer Studie über, in ihrer Praxis Berufungskommissionen ähnelnde, Bewilligungsverfahren von Forschungsanträgen. Zwar konstatiert auch sie eine Tendenz positiv zu beurteilen, «what is most like me», da aber dieses Vorgehen dem Ideal des über den Dingen stehenden, sachlich urteilenden Experten zuwiderlaufe, führe gerade die Gruppensituation der Beurteilung zu einer Abschwächung der Präferenz für das Gleichartige.[10] Diese ambivalente Haltung zur Qualitätsmessung setzt sich im Verhältnis der Wissenschaftler zum Peer-Review-Verfahren fort, wie Christoph Conrad aufgezeigt hat: mal werden sie als Mittel fairer Evaluation akzeptiert, mal begegnet man ihnen mit unverhohlener Skepsis. Für gravierender hält Conrad die Praxis, Projekte vor ihrer Durchführung

sensproduktion und Wissenstransfer. Wissen im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit, Bielefeld 2008, S. 145–170, sowie Dies., «Informed authority? The limited use of research evaluation systems for managerial control in universities», in: Richard Whitley, Jochen Gläser, Lars Engwall (Hg.), *Reconfiguring Knowledge Production*, Oxford u.a. 2010, S. 149–183.

8 Christine Färber, «Mehr Offenheit, weniger Passfähigkeit: Chancengleichheit in geisteswissenschaftlichen Berufungsverfahren», in: E. Lack, C. Markschies (Hg.), *op. cit.*, S. 153–172, hier S. 158. Das Zitat zuvor S. 153. Vgl. auch dies., Ute Riedler, *Black Box Berufung*, Frankfurt/New York 2011.

9 Ute Frevert, «Berufungen hüben und drüben – Ein Erfahrungsbericht», in: E. Lack, C. Markschies (Hg.), *op. cit.*, S. 194–212, hier S. 195f.

10 Michèle Lamont, *How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgment*, Cambridge (Mass.) / London 2009, S. 8f.

zu begutachten, jedoch nach Abschluss derselben auf jegliche Erfolgskontrolle zu verzichten. Wer einmal das Prüfverfahren erfolgreich durchlaufen hat, ist zu etwas anderem als exzellenter Forschung gar nicht in der Lage, denn «[e]xzellent ist (oder wird), wer von uns Geld bekommt».[11]

Wie also ist damit umzugehen, dass die eben diskutierten Qualitätsmessungsverfahren in der Praxis offenbar noch nicht einmal Qualität entsprechend der – wenn überhaupt – zuvor festgelegten Parameter erfassen und somit in der *scientific community* als unzulänglich empfunden werden? Konsens unter Historikerinnen und Historikern herrscht vor allen Dingen in der ablehnenden Haltung gegenüber den aus den Naturwissenschaften übernommenen quantitativen Verfahren. Zugleich ist der Ruf nach «einer für die Geisteswissenschaften spezifischen Bewertungskultur»[12] immer deutlicher zu vernehmen; konkrete Vorschläge hingegen sind – aus nachvollziehbaren Gründen – noch Mangelware. Schließlich sei geisteswissenschaftliche Erkenntnis «prinzipiell nicht messbar», wie der Musikwissenschaftler Laurenz Lütteken zu bedenken gibt. Auch erschließe sich deren Bedeutung und Relevanz nicht immer unmittelbar, habe geisteswissenschaftliche Forschung – im Vergleich zur sozial- oder naturwissenschaftlichen – doch entschieden andere «Halbwertszeiten».[13] Die große Herausforderung eines Messsystems für Qualitätsstandards liege daher in der Berücksichtigung geisteswissenschaftlicher Spezifika wie der «Bedeutung der Einzelforschung», «individuelle[r] statt arbeitsteilige[r] Forschung», «Bedeutung der archivalischen, lexikalischen und editorischen Wissensspeicherung», «Pluralität der Methoden», «Vielfalt der Gegenstände», «Bedeutung von Sprache und künstlerischer Gestaltung».[14] Die Zitate zeigen,

11 Christoph Conrad, «Peer review», in: A. Kwaschik, M. Wimmer (Hg.), *op. cit.*, S. 155–160, hier S. 158.

12 Elisabeth Lack, «Einleitung – Das Zauberwort 'Standards'», in: Dies., C. Markschies (Hg.), *op. cit.*, S. 9–34, hier S. 13.

13 Laurenz Lütteken, «Heidegger hätte eine Evaluation kaum überstanden», in: *Journal. Die Zeitung der Universität Zürich* 6 (2008), S. 8.

14 Dies die Beispiele Ulrich Herberts in: Ulrich Herbert, Jürgen Kaube, «Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform», in: E. Lack, C. Markschies (Hg.), *op. cit.*, S. 37–51, hier S. 50. Dazu auch Hartwin Brandt, «Rankings sind nicht fair», in: *Die Zeit* 06.08.2009, Nr. 33, online abrufbar unter <http://www.zeit.de/2009/33/C-Forschungsrating-Contra> [23.01.2012]. Dass diese Spezifika keineswegs so unwidersprochen sind, zeigt der Beitrag Lutz Raphaels, der konstatiert, dass eine «nüchterne Bilanz der größeren Verbundforschung für die Geschichtswissenschaft» eben noch ausstehe, seine Forschungen jedoch gezeigt haben, dass auch der in «organisierten Arbeitszusammenhängen forschende Historiker die Entwicklung des Faches intellektuell markiert hat». Lutz Raphael, «Probleme und Chancen der Forschungsbewertung im Fach Geschichte», in: Prinz, Hohls (Hg.), *op. cit.*, S. 41–49, hier S. 42f.

wie sehr Geisteswissenschaftler eine grundlegende Andersartigkeit zwischen den in ihrem Fach gewonnenen Erkenntnissen und denen der Naturwissenschaften konstruieren. Aber handelt es sich tatsächlich um ein so anders «akzentuierte[s] Verständnis von Erkenntniszuwachs»?[15]

Auch aus dieser Warte erscheint der praxeologische Zugriff auf unsere Wissenschaftsdisziplin, wie er von verschiedenen Seiten gefordert und auch schon in ersten Schritten umgesetzt worden ist, vielversprechend. Das Wissen über die «Produktionszusammenhänge» geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis ist allerdings noch recht fragmentarisch,[16] allenfalls die «technisch-mediale Basis» der Erkenntnisproduktion ist ansatzweise erforscht. So beschreibt Armin Heinen, wie deren Veränderung fundamentale Umbrüche unserer Arbeitsbedingungen bewirkt. Wer Phänomenen wie der «Entörtlichung», «Entschriftlichung» und «Entlinearisierung» geisteswissenschaftlichen Arbeitens auf den Grund gehen will, müsse «eine Geschichte [schreiben], die die materiellen Rahmenbedingungen geschichtswissenschaftlichen Arbeitens, Lehrens und Publizierens untersucht sowie deren Auswirkungen auf die kognitiven Strukturen und die jeweilige Geschichtskultur schildert». Heinens Begriff materieller Rahmenbedingungen ist dabei weit gefasst: Er beinhaltet Exzerpte, Zettelkästen und handschriftlich gestaltete Konzepte, aber auch Eisenbahn, Autos und Flugzeuge, die Historikerinnen und Historikern sowohl intensivere Formen der Kontaktpflege und des Austauschs ermöglichen als auch die Materialakquise vereinfachen.[17]

Ein solcher Zugriff kann verborgene «Motoren», aber auch Bremsklötze im Arbeitsalltag von Historikerinnen und Historikern offenlegen. So ist, wie Gabriele Lingelbach aus technikgeschichtlicher Perspektive gezeigt hat, der zeitliche Aufwand, der für die Vorbereitung von Vorlesungen betrieben wird, durch die zusätzliche Einbindung von immer neuen audiovisuellen Medien erheblich gestiegen. Auch die Archivarbeit habe sich durch den Wandel vom Exzerpieren hin zum extensiven Fotokopieren und neuerdings Fotografieren insofern verändert, als der größte Teil des Lesepensums nun am heimischen Schreibtisch bewältigt werde. Während über diese wie über viele andere Bereiche

15 E. Lack, *op. cit.*, S. 14.

16 Ulrike Felt, «Angemessen messen? Die Qualität von Forschungsprojekten in den Geisteswissenschaften», in: E. Lack, C. Markschies (Hg.), *op. cit.*, S. 273–291, hier S. 289.

17 Armin Heinen, «Mediaspektion der Historiographie. Zur Geschichte der Geschichtswissenschaft aus medien- und technikgeschichtlicher Perspektive», in: *zeitenblicke* 1 (2011) [09.08.2011], <http://www.zeitenblicke.de/2011/1/Heinen/index_html>, Absatz <4>.

des Arbeitsalltags frei kommuniziert werde, wirke «das Schreiben […] wie ein Arkanbereich, über den kaum jemand berichten» wolle.[18]

Zu Recht haben daher Heinrich Hartmann und Martin Lengwiler vorgeschlagen, über eine genauere Analyse der praktischen Dimension geschichtswissenschaftlicher Arbeit etablierte Qualitätsmessungsverfahren zu hinterfragen. Dies soll im Folgenden versucht werden, denn die «geschichtswissenschaftliche *black box* liegt nicht in der Frage, was im Archiv nach dem Lehrbuch geschehen sollte, sondern darin, was tatsächlich geschieht».[19] Nebenbei birgt der Versuch, eine praxeologische Basis für die entsprechenden Verfahren zu schaffen, nicht nur die Chance, unsere Qualitätsstandards einmal konkret aus der Praxis heraus zu benennen, sondern ermöglicht als Nebeneffekt auch einen Zugewinn an Wissen über das eigene Wirken,[20] das über das in Lehrbüchern vermittelte hinausgeht.

Qualitätsstandards in der Selbstwahrnehmung von Historikerinnen und Historikern

Der Blick in die *black box* zielt auf das, was Historiker und Historikerinnen eigentlich tun, wenn sie forschen. Bevor jedoch diese konkreten Praktiken ins Blickfeld rücken, ist zunächst ein anderer Schritt zu gehen: Was verstehen die Forschenden unter Qualität, wenn es um die eigene Arbeit geht? Welche Ansprüche stellen sie an sich selbst? Wie sehen ihre Vorstellungen von *good practice* aus? Folgt man Werner Marx, so ist es nahezu unmöglich, Qualität in den Geschichts- bzw. Geisteswissenschaften über präzise Begriffsdefinitionen zu erfassen: Zuschreibungen wie «Eleganz, Originalität, Wichtigkeit, Richtigkeit, aber auch Popularität oder gar Verwertbarkeit» seien rein subjektiver Natur und «wesentlich durch Wertvorstellungen geprägt. Qualität ist also nicht klar definiert und dementsprechend auch nicht quantitativ messbar.»[21]

18 Gabriele Lingelbach, «Ein Motor der Geschichtswissenschaft? Zusammenhänge zwischen technologischer Entwicklung, Veränderungen des Arbeitsalltags von Historikern und fachlichem Wandel», in: *zeitenblicke* 1 (2011) [09.08.2011], <http://www.zeitenblicke.de/2011/1/Lingelbach/index_html>, Absatz <30> und <31>. Dass das Arbeiten am PC das Schreiben «fundamental» verändert hat, benennt dabei nur einen Aspekt des komplexen historiografischen Prozesses.

19 Heinrich Hartmann, Martin Lengwiler, «Was ist Qualität in der historischen Forschung? Anregungen zu einer fälligen Debatte», in: *traverse* 3 (2011), S. 149–157, hier S. 153.

20 Vgl. Thilo Offergeld, «Verantwortung für die Geschichtswissenschaft», in: Prinz, Hohls (Hg.), *op. cit.*, S. 143–147.

21 Werner Marx, «Bibliometrie in der Forschungsbewertung», in: *Forschung & Lehre* 11 (2011), online abrufbar unter <http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=9147> [18. November 2011].

Dass in solche Begrifflichkeiten gefasste Qualität – es wäre zu fragen, ob nicht auch die Naturwissenschaften Eleganz, Originalität, Wichtigkeit und Richtigkeit für sich in Anspruch nehmen – nicht «quantitativ messbar» ist, erscheint plausibel, dass sie deshalb auch rein «subjektiver Art» sei, überzeugt nur bedingt: Vorstellungen von Qualität, die den von Marx geäußerten durchaus ähneln, werden im Gespräch von Historikerinnen und Historikern so wiederkehrend benannt, dass sie sehr wohl als intersubjektive Vorstellungen, wenn nicht als inoffizielle Standards gelten können – Standards allerdings, die eher handlungs- als bewertungsleitend sind.

Was Qualität ausmacht, wird in den Gesprächen selten mit diesem Begriff beschrieben, kann sich aber beispielsweise in der Bewunderung für das eigene Forschungsobjekt verbergen: «Mit Darwin hingegen haben wir einen Autor, der […] außerordentlich skrupulös mit seinen Gegnern umgeht, in jede Auflage wieder einarbeitet, was gegen ihn vorgebracht worden ist […].»[22] Die Bewunderung gründet hier auf zwei Idealen: dem des sorgfältigen Arbeitens, auf das noch zurückzukommen sein wird, und dem des Eingebunden-Seins in einen Kommunikationszusammenhang. Letzteres wird sowohl als soziale Verpflichtung wie auch als Bedingung der eigenen wissenschaftlichen Qualität verstanden: Nur der Austausch mit den Kollegen kann mitunter helfen, Fehler zu korrigieren, «blinde Flecken» zu lokalisieren und vor dem Übersehen «ganz offensichtliche[r] Zusammenhänge» bewahren.[23]

Hier handelt es sich einerseits um eine informelle Version des Peer-Review-Verfahrens. Andererseits kann der kollegiale Austausch als eine Art Filter dienen, der bei der Auswahl der wirklich relevanten Titel aus der Flut der Publikationen behilflich ist und so vor dem Ertrinken im unendlichen Prozess des Lesens bewahrt. Die größere Herausforderung der Einbindung in einen wissenschaftlichen Kommunikationszusammenhang liegt jedoch in der Auseinandersetzung mit den Herangehensweisen und Resultaten der anderen. Wahrzunehmen, «was um einen herum gedacht und geschrieben wird und das zu seiner eigenen Arbeit in Relation zu setzen»,[24] wird sowohl als ethische als auch als eine Qualität bedingende Verpflichtung aufgefasst, insbesondere dort, wo die Position der anderen die eigenen Hypothesen und Inhalte in Frage

22 «'Gefangen im eigenen Kriminalstück' – Julia Voss», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 39–67, hier S. 42.

23 «'Wissenschaft ist keine nette Angelegenheit' – Valentin Groebner», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 203–233, hier S. 221.

24 «Vom Schreiben, ohne zu wissen, wie es endet – Hans-Jörg Rheinberger», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 267–291, hier S. 285.

stellt. Der «Widersacher», der Einwände anbringt, die schwer zu widerlegen sind, oder mit ähnlichen Quellen zu anderen Schlüssen kommt, ist folglich «für die Qualität der eigenen Arbeit wahrscheinlich mindestens ebenso wichtig wie die Lieblingstheoretiker, in die man ja auch immer ein bisschen verliebt ist, zumindest eine Zeit lang».[25] Eng an diesen Wahrnehmungsprozess gekoppelt ist auch der Wunsch, etwas Neues zu schaffen, selbst wenn sich zahlreiche Forschungsthemen erst aus der Auseinandersetzung mit dem bereits Bestehenden entwickeln. Lediglich Forschungslücken füllen, möchte jedoch niemand.[26] Als Sinn des Bücherschreibens wird vielmehr betrachtet, etwas Neues herauszufinden und nicht lediglich zu «reproduzieren».[27]

Zu den als besonders wichtig genannten Qualitätsmerkmalen zählt auch die innere Geschlossenheit des Textes. Um diese zu erzielen, bedarf es mitunter resoluter Entschlossenheit, ist doch «im Sinne eines roten Fadens und eines Erzählstranges» das radikale Kürzen der eigenen Textproduktion vonnöten – und wenn es unter Tränen geschieht.[28] Ob ein Text gelingt oder in Schieflage gerät, hänge eben auch in entscheidendem Maße von seiner «Stimmigkeit» ab. Ein Indikator dafür sei letztlich, ob sich die Darstellung «zwanglos erzählen» lasse.[29] Idealerweise führt dann die Suche nach dem «angemessenen» Narrativ, die Gelingen oder Scheitern eines Textes bedingt, zu einer Form, die dem Gegenstand gerecht wird. Dieses Streben um das Sich-Fügen einer Erzählung wird allerdings nicht von allen Interviewten geteilt. Anderen ist es wichtiger, das Vorgeben von «Eindeutigkeit» zu vermeiden. Schon die Lektüre historiografischer Texte fällt zwangsläufig uneinheitlich aus – Lesarten konkurrieren miteinander.[30]

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Stringenz steht die ästhetische Qualität des Schreibens. Schließlich dient das Geschriebene in

25 «'Wissenschaft ist keine nette Angelegenheit' – Valentin Groebner», *op. cit.*, S. 226.

26 Staffan Müller-Wille, Alexander Kraus, Frank Wolff, «'Eher Zirkus als Legebatterie.' Staffan Müller-Wille als Dompteur des eigenen Assoziationsreichtums», in: *zeitenblicke* 2 (2010) [27.08.2010], <http://www.zeitenblicke.de/2010/2/kraus-wolff_mueller-wille/index_html>, Absatz <21>.

27 «Der eigene Text als externer Speicher – Philipp Sarasin», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 325–344, hier S. 327.

28 «'Gefangen im eigenen Kriminalstück' – Julia Voss», *op. cit.*, S. 50.

29 Karl Schlögel, Walter Sperling, Alexander Kraus, «'Abenteuer des Lebens'. Karl Schlögel über die Vergegenwärtigung von Geschichte», in: *zeitenblicke* 2 (2010) [27.08.2010], <http://www.zeitenblicke.de/2010/2/sperling-kraus_schloegel/index_html>, Absatz <18>.

30 Natascha Vittorelli, Marnie Sturm, Birte Kohtz, «Eine Sache denken. Oder: Jedem Text sein eigener Sound. Im Gespräch mit Natascha Vittorelli», in: *zeitenblicke* 2 (2010) [27.08.2010], <http://www.zeitenblicke.de/2010/2/sturm-kohtz_vittorelli/index_html>, Absatz <13> und <65>.

den Geschichtswissenschaften nicht allein dazu, die Ergebnisse der Forschung zu präsentieren: Lesbarkeit und Eleganz, eine Sprache, die mit den «Werke[n] der schönen Literatur»[31] auch Orientierungspunkte außerhalb der Wissenschaft sucht, werden als wichtige Qualitätsmerkmale wahrgenommen. Dies schließt das Verwenden spezifischer, «wissenschaftsdeutscher» Ausdrucksformen nicht aus – nur werden diese zugleich in Frage gestellt, in ihren extremen Formen als störender «Wissenschaftsjargon» empfunden, der aus der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts stamme und mittlerweile überholt sei.[32] In engem Zusammenhang mit dieser Ablehnung steht ein starker Anspruch, auch für eine Leserschaft zugänglich zu bleiben oder zu werden, die sich nicht auf die im gleichen Feld arbeitenden Fachkollegen beschränkt. Diese Haltung kann als Reaktion auf die in den letzten Jahren an der Geschichtswissenschaft geübte Kritik bezüglich der Relevanz des von ihr geschaffenen Wissens verstanden werden. Die Entscheidung, Forschungsergebnisse so zu präsentieren, dass sie lesbar bleiben, ist radikaler, als sie zunächst scheint: Das Streben danach, für einen breiteren Leserkreis rezipierbar zu sein, macht es erforderlich, um entsprechende Präsentationsformen zu ringen, und prägt so das Schreiben mit.

Allen Interviewten ist ein starkes Bewusstsein für die eigene Sorgfaltspflicht im Umgang mit den Quellen gemein. Der historiografische Erkenntnisprozess wird als «Gratwanderung zwischen reiner und wissenschaftlich gebundener Fiktion» betrachtet.[33] Um den Absturz zu vermeiden, müssen verschiedene, auch miteinander konkurrierende Formen geschichtlicher Wirklichkeit in die Darstellung mit einfließen. «Reichtum» und «Komplexität» wurden folgerichtig als bedeutende Kriterien geschichtswissenschaftlicher Wahrnehmung genannt.[34] *Last but not least* geht damit die Forderung einher, um die eigenen Grenzen zu wissen: Die Qualität historischer Forschung hänge auch davon ab, zum gebotenen Zeitpunkt zu «verstummen». Manche Sujets führten an die Grenzen des Darstellbaren, die allein über Umwege überschritten werden könnten. Frei nach Wittgenstein scheint auch für Historikerinnen und Historiker zu gelten: Worüber man nicht reden kann, darüber muss man schweigen – dies sei eine Frage des «historischen Takt[s]».[35]

31 «'Wo die Sprache verarmt, verarmt auch das Denken'– Carsten Goehrke», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 109–138, hier S. 128.
32 Ebd., S. 123; «'Erkennen und Begrenzen' – Anke te Heesen», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 71–105, hier S. 85.
33 «'Wo die Sprache verarmt, verarmt auch das Denken'– Carsten Goehrke», *op. cit.*, S. 115.
34 K. Schlögel, W. Sperling, A. Kraus, *op. cit.*, Absatz <3>.
35 Ebd., Absatz <34>.

Von den Idealen zur Praxis

Bei den oben aufgelisteten Idealen und Ansprüchen an sich selbst handelt es sich um vorgängige Qualitätskriterien – in der fertigen Arbeit ist ihre Umsetzung nur schwerlich zu messen, wie am folgenden Beispiel kurz verdeutlicht werden soll. Das methodische Inventar der Geschichtswissenschaften ist kaum in Routinen fixiert, zugleich unterliegt der Prozess des Forschens einem sehr geringen Dokumentationsdruck. Die Entscheidung etwa, welche Quellen als relevant in den entstehenden Text eingehen, welches Narrativ sich aus ihnen fügt oder in welches sie eingepasst werden, ist letztlich eine einsame. Zwar hat sie den oben skizzierten Idealen wissenschaftlicher Redlichkeit zu folgen. Auch gibt es klare Vorstellungen davon, dass die Zurichtung von Quellen im Forschungsprozess niemals aus Bequemlichkeit oder im Sinne des Verfolgens einer vorgefassten und gegen das Veto der Quellen gerichteten Hypothese geschehen darf.[36] In der Präsentation der Ergebnisse aber bleibt dieser Prozess intransparent. Geschichtswissenschaft sei nun einmal «bricoleuse», eine bastelnde Wissenschaft, wie Arlette Farge in einem Interview festgestellt hat.[37] In diesem spricht sie über die Schwierigkeit zu entscheiden, was von den im Archiv vorgefundenen Materialien schließlich in den Text einzubeziehen sei und was nicht. Einzelne Akten oder Anekdoten dürften nur dann genutzt werden, so postuliert sie, wenn sie für einen größeren Zusammenhang stehen könnten, ein gewisses Maß an Repräsentativität aufwiesen: «Il ne doit pas être choisi parce que c'est exotique [...].»[38]

Foucaults im Gespräch mit Farge beim gemeinsamen Schreiben von *Le Désordre des familles* geäußerter Drang, einfach alles zu zitieren, deutet einen möglichen Weg an, Transparenz zu schaffen: wer jede Quelle erwähnt, legt auch offen, was letztlich ausgewählt und was weggelassen wurde. Die Ergebnisse würden mitsamt dem Weg ihrer Herleitung präsentiert und könnten so, zumindest hypothetisch, von jedem nachgeprüft und hinterfragt werden. Genau diesem Vorgehen sind aber in den Geschichtswissenschaften schon allein angesichts des oben skizzierten Ideals, einen (auch über das direkte Fachkollegium hinaus) lesbaren Text zu schaffen, enge Grenzen gesetzt. Ein Text, der alles

36 «'Erkennen und Begrenzen' – Anke te Heesen», *op. cit.*, S. 102f.

37 Dies keineswegs eine Eigenschaft, die allein die Geschichtswissenschaften kennzeichnet. Vgl. beispielsweise Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Frankfurt a.M. 2006, S. 24f., 285–288.

38 Sylvain Parent, «Entretien avec Arlette Farge», in: *Tracés. Revue de Sciences humaines* 5 (2004) [26.01.2009], <http://traces.revues.org/3383>.

zitiert, wäre eine Tabelle, ein Text, der keine historische Erkenntnis schaffen kann, weil er genau das nicht enthielte, was als eigentliche Arbeit des Historikers und der Historikerin betrachtet wird, nämlich die wertende Auswahl, die Herstellung eines Kontexts und einer dem Verständnis dienenden kausalen Struktur.

Neben dem Gang ins Archiv und dem Finden und Auswählen der Quellen umfasst der geschichtswissenschaftliche Erkenntnisprozess noch eine Reihe von weiteren Einzelaspekten, die ihm seinen spezifischen Charakter verleihen und im Folgenden beleuchtet werden sollen. Ein solcher determinierender Aspekt scheint die Ordnung zu sein, in der das Literatur- und Quellenmaterial archiviert und für die Arbeit zur Verfügung gehalten wird. Die dafür verwandten Ordnungssysteme unterscheiden sich sehr und reichen von alphabetischer Archivierung der Texte bis zur Entwicklung von Datenbanken, die die Ergebnisse der Recherche einschließlich Exzerpten und Überlegungen thematisch sortiert abrufbar machen. Dabei fällt die immer wieder beschriebene Unmöglichkeit auf, das gewählte Ordnungssystem konsequent durchzuhalten. Ordnung wird aufgerieben zwischen den verschiedenen Formen, Materialien zu speichern, durch die Notwendigkeit, dasselbe Material für verschiedene Zwecke einzusetzen, und den Zeitaufwand, den die Aufrechterhaltung von Ordnung bedeutet. Im Resultat enden die immer wieder angelegten Ordnungssysteme mitunter im (gefühlten) Chaos oder in drastischer Reduktion – das kann die oben erwähnte alphabetische Ablage sein[39] oder eine Strategie, die sich auf die strukturierende Leistung des eigenen Gedächtnisses beziehungsweise des eigenen Vergessens verlässt.[40] Die Instabilität dieser Ordnungssysteme wird jedoch nicht als Hindernis für das Generieren von Erkenntnis wahrgenommen. Im Gegenteil scheint die daraus entstehende Suche auch zu einer Wiederbegegnung mit dem so Archivierten zu führen, die als zentral für das eigene Vorankommen empfunden wird: «Bisher habe ich das Gefühl, dass es im Grunde ganz gut ist, dass ich, wenn ich etwas suche, soviel Material wieder durchgehen, mich selbst mit dieser Unordnung immer wieder auseinandersetzen muss und mir auf diese Weise deutlich mehr vergegenwärtige, als wenn die entsprechende Passage wohlgeordnet in einem Archiv schlummerte, auf das ich schnell zugreifen könnte.»[41]

39 «'Gefangen im eigenen Kriminalstück' – Julia Voss», *op. cit.*, S. 59; «Vom Schreiben, ohne zu wissen, wie es endet – Hans-Jörg Rheinberger», *op. cit.*, S. 274.

40 Hierzu «'Wo die Sprache verarmt, verarmt auch das Denken' – Carsten Goehrke», *op. cit.*, S. 120; «'Möglichkeitssinn und Wirklichkeitssinn' – Ulrike Klöppel», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 295–321, hier S. 299f.

41 «'Gefangen im eigenen Kriminalstück' – Julia Voss», *op. cit.*, S. 59.

Diese Wiederbegegnung erscheint umso bedeutsamer, da sie auch als bewusst gewählte Strategie genutzt wird, etwa indem Bearbeitungsspuren an Texten gezielt mitarchiviert werden oder indem Gedanken und Exzerpte zunächst in Notizbüchern gesammelt werden. Aus deren Durchsicht entsteht dann ein Kondensat, mit dem weiter gearbeitet werden kann – ein Prozess, der auch Ideen entstehen lässt, «wie man das Material organisieren, wie die Struktur aussehen könnte. Das ist für mich immer wieder ein sehr aufregender Prozess.»[42]

Diese Aufregung verweist auf einen weiteren Aspekt der Ordnungssysteme: sie scheinen bis zu einem gewissen Grad ein Eigenleben zu führen, das ihnen gestattet, ihre Schöpfer zu überraschen, sie zum Beispiel dazu zu bringen «Muster zu erkennen», die sie «zuerst gar nicht vermutet habe[n]».[43] Wie sich diese akteurshafte Qualität des Ordnungssystems im Zeitalter der neuen Medien verändert, ist eine Frage, zu der sich bis dato eher Vermutungen anstellen lassen: Neue Datenbanken ermöglichen das Montieren von Zitaten und Kommentaren hin zum eigenen Text innerhalb ihrer Benutzeroberfläche und könnten so zu einer «neue[n] Art des Schreibens» führen.[44] Während es sich bei der Strukturierung der gesammelten Sekundärliteratur, Quellen und Exzerpte um einen zentralen Punkt des Arbeitsprozesses handelt, der bei fast allen Interviewten wesentlich beeinflusst, ob und welche Erkenntnisse zustande kommen, sind die Lösungen dafür und auch die diesbezüglichen Bedürfnisse verschieden: Wo die einen sehr ausdifferenzierte Systeme verwenden, scheinen andere Historikerinnen und Historiker gerade mit reduzierten oder instabilen Ordnungssystemen am ertragreichsten zu arbeiten.

Als ein zweites bestimmendes Moment des geschichtswissenschaftlichen Arbeitsprozesses wird im Folgenden das Schreiben als ein Ort betrachtet, an dem Erkenntnisse entstehen oder sich verdichten. Das Schreiben unterliegt, wie schon gesehen, hohen Ansprüchen sowohl an seine ästhetischen als auch an seine inhaltlichen Qualitäten, weist aber Eigenschaften auf, die es letztlich als nicht völlig steuerbar erscheinen lassen. Dieser Eigendynamik kann durch Selbstdisziplinierung begegnet werden, mit dem Versuch, «sich selbst beziehungsweise den eigenen Assoziationsreichtum zu zähmen»[45] und den Verlockungen, die etwa von der Zuspitzung oder «griffigen Zusammenfassungen» aus-

42 «'Alles, was zählt, sind die Ideen' – Lorraine Daston», in: A. Kraus, B. Kohtz (Hg.), *op. cit.*, S. 237–264, hier S. 252.
43 Ebd., S. 252.
44 «Der eigene Text als externer Speicher – Philipp Sarasin», *op. cit.*, S. 335f.
45 S. Müller-Wille, A. Kraus, F. Wolff, *op. cit.*, Absatz <33>.

gehen, zu widerstehen.[46] Dennoch scheint in vielen Fällen ein Rest an Unwägbarkeit zu bleiben, der sich dem Schreiben nicht austreiben lässt, da er mit seinem Medium verbunden ist und die Sprache offensichtlich das Denken sowohl ermöglicht als auch lenkt – nicht immer so, wie geplant, etwa wenn die niemals vollständige Treffsicherheit von Metaphern den Gedankengang seine Richtung wechseln lässt.[47]

Wie jene der Ordnungssysteme wird auch die Eigendynamik des Schreibens durchaus als positiv empfunden – es handelt sich zwar um ein Spannungsfeld, aber ein produktives, das Erkenntnis beschert, die im einfachen Denken nicht unbedingt möglich gewesen wäre oder doch anders ausgesehen hätte: «Wenn man 20 Seiten geschrieben hat und noch einmal an den Anfang zurückgeht, stellt sich die Sache vielleicht aus einer anderen Perspektive dar, weil man eben einen Lernprozess oder einen Erkenntnisprozess mit dem Schreiben durchgemacht hat. Das Schreiben hat etwas mit Fixieren zu tun, aber auch mit offen lassen, wie das auch für Experimente und Experimentalsysteme gilt […].»[48] Der für Hans-Jörg Rheinberger, der auch als Molekularbiologe gearbeitet hat, sehr nahe liegende Vergleich des geschichtswissenschaftlichen Schreibens mit einem solchen Experimentalsystem wird nicht nur von ihm gezogen, sondern dient mehreren der Befragten als Mittel, dieses zu charakterisieren.[49] Sowohl im vorbereitenden Umgang mit dem Material, als auch unmittelbar im Schreibprozess scheinen sich die von uns befragten Historikerinnen und Historiker mit ausgeprägten Unwägbarkeiten konfrontiert zu sehen, die aber mehrheitlich nicht als zu beseitigendes Problem oder zu überwindendes Hindernis geschildert werden. Viel eher wird ihnen eine katalytische Funktion zugewiesen; sie werden als Moment der Entfremdung aufgefasst, der wesentlich dazu beiträgt, etwas Neues herausfinden zu können. Dem entspricht auch die Grundhaltung zufälligen Ereignissen gegenüber: Diese werden als Teil der Unwägbarkeit des Forschungsprozesses betrachtet und in der Regel mit Glück assoziiert. Dies ist vielleicht wenig verwunderlich in einem Fach, das – anders als beispielsweise die Soziologie, die die Möglichkeit dazu hat, sich ihre Datenbestände, etwa durch Umfragen, selbst zu beschaffen, – seine Quellengrundlage mit Ausnahme der *Oral History* nicht selbst erzeugen kann, sondern auf Funde angewiesen ist.

46 «'Wissenschaft ist keine nette Angelegenheit' – Valentin Groebner», *op. cit.*, S. 231.
47 «Der eigene Text als externer Speicher – Philipp Sarasin», *op. cit.*, S. 328f.
48 «Vom Schreiben, ohne zu wissen, wie es endet – Hans-Jörg Rheinberger», *op. cit.*, S. 280.
49 S. Müller-Wille, A. Kraus, F. Wolff, *op. cit.*, Absatz <23>.

Was bedeuten die den historiographischen Erkenntnisprozess begleitenden Unwägbarkeiten angesichts der Notwendigkeit, sich als Fach innerhalb einer Bewertungs- und somit ja auch Förderungslandschaft zu bewegen, die mehr und mehr durch das im Vorhinein begutachtete Projekt strukturiert ist? In ihrer Studie des Projekts als neuer Organisationsform von Wissenschaft hat Christina Besio dasselbe als «ein Versprechen» charakterisiert, mit dem «dem Sachverhalt Glaubwürdigkeit verliehen wird, dass das gesetzte Ziel erreicht wird oder dass auch bei widrigen Umständen etwas in diese Richtung Weisendes herauskommen wird, obwohl die Verwirklichung dieses Versprechens nicht garantiert werden kann».[50] Dieses Versprechen können die Geschichtswissenschaften in der Tat nicht halten, vielleicht noch weniger als die exakten Wissenschaften. Mehr noch: Der Versuch, dies zu tun, liefe dem Wesen ihres Erkenntnisprozesses zuwider und schnitte sie unweigerlich von ihrem spezifischen Potential ab, Ergebnisse zu produzieren, die den eigenen Qualitätsidealen entsprechen. Wenn schon Wissenschaft an sich als ein «von hinten getriebener Prozess» betrachtet werden muss, der sich nicht «durch ein antizipiertes Ergebnis, sondern […] aus seiner eigenen Konstruktion»[51] ergibt, so scheint dies für die Geschichtswissenschaften in besonderem Maße zu gelten. Die Tatsache, dass zukünftig Forschende zur Finanzierung ihrer Arbeit in noch größerem Maße als heute darauf angewiesen sein werden, Ideen und Forschungsvorhaben in Projektanträge zu gießen, die dann begutachtet werden, wird folgerichtig auch in den Interviews mit Missbehagen wahrgenommen, nämlich als Teil einer Entwicklung hin zu einer Wissenschaftslandschaft, deren Bewertungskriterien mit jenen der von uns Befragten nur wenig Überschneidungen aufweisen. Wer das Unwägbare, die Serendipität als beförderndes Moment des Erkenntnisprozesses betrachtet, kann allenfalls die Auffassung, dass Innovation wichtig sei, mit den von Besio untersuchten «Projektdefinitionen der Projektmanagementhandbücher» teilen. Schließlich legen diese nahe, «dass Projekte die Erledigung innovativer Aufgaben mit begrenzten Mitteln und in einer begrenzten Zeitspanne ermöglichen».[52]

Allerdings bedeutet dies nicht, dass der Wandel der Finanzierungs- und, damit verknüpft, auch der Bewertungskultur eine existenzielle Bedrohung für die Geschichtswissenschaft darstellen muss. In der Regel

50 Christina Besio, *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*, Bielefeld 2009, S. 32.

51 «Vom Schreiben, ohne zu wissen, wie es endet – Hans-Jörg Rheinberger», *op. cit.*, S. 275.

52 C. Besio, *op. cit.*, S. 31.

bewegen sich unsere Gesprächspartner und -partnerinnen sehr erfolgreich in der Welt von Projektanträgen und Evaluationen. Dies beruht aber vermutlich eher auf dem Erwerb neuer Fähigkeiten für die Drittmittelakquise. Werner Plumpe beschreibt das Verhältnis von Qualität der Forschung und Bewertung eher pessimistisch, wenn er sagt, dass bei «Drittmittelvergaben [...] nicht immer ausgezeichnete Forscher prämiert [würden], sondern solche, die erfolgreiche Anträge stellen».[53] Doch Forscherinnen und Forscher sind in der Lage, schnell zu lernen, wie man einen erfolgreichen Antrag schreibt: Begutachtungen und Evaluationen verhindern somit innovative Forschung nicht – sie treffen vermutlich aber auch wenig Aussagen über geschichtswissenschaftliche Qualität. Während Rankings, Bibliometrie und die Vorhineinbewertung von Projekten weitere Arbeitsgänge und die Bewältigung größeren bürokratischen Aufwands von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erfordern, laufen sie inhaltlich an dem vorbei, was im Forschungsprozess geschieht.

Fazit: Auf dem Weg zu praxeologisch fundierten Qualitätsstandards?

Inwiefern eröffnet der Blick auf die praktische Ebene also Perspektiven für neue, dem Wesen der Geschichtswissenschaft angemessenere Qualitätsstandards? Öffnet man die geschichtswissenschaftliche *black box*, so findet sich darin kein universaler Prozess, dessen Funktionsweise sich nomologisch beschreiben und durch das Formulieren von Regeln optimieren ließe. Vielmehr findet sich ein vielfältig besiedeltes Biotop verschiedener Herangehensweisen, Archivierungstechniken, Schreibstrategien und Unwägbarkeiten. Seine Trockenlegung durch die Einführung von Vorschriften, wie beim Forschen vorgegangen werden muss, würde eher eine Gefahr für die Entstehung historischer Erkenntnis darstellen, als dass es für sie von Vorteil sein könnte.

Aus dem Blick in die *black box* ergibt sich, so unser Schluss, zweierlei: Erstens unterliegt geschichtswissenschaftliche Forschung bereits Qualitätsstandards, nämlich denen, die etwa die von uns befragten Historikerinnen und Historiker als verbindlich für ihr Tun beschrieben haben und die in ihrer Gesamtheit vielleicht so etwas wie einen innerfachlichen Konsens abbilden, was gute Geschichtswissenschaft ausmache. Diese eigenen Ideale sollten letztlich diejenigen sein, an denen das Fach sich messen lassen muss. Wenn wir uns als Disziplin mit Hän-

53 Martin Spiewak, «Sie führen Studenten in die Irre», in: *Die Zeit*, 15.04.2010, online abrufbar unter <http://www.zeit.de/2010/16/C-Historikerstreit> [23.01.2012].

den und Füßen dagegen wehren, mittels fremder und vor allen Dingen unpassender Kriterien begutachtet zu werden, sollten wir unsere eigenen Qualitätsideale klar benennen können.[54] Folgerichtig wäre an dieser Stelle weiter zu forschen, ein möglichst umfassendes und repräsentatives Set dieser Werte zu erarbeiten, um dann in einem nächsten Schritt nach Bewertungssystemen zu suchen, die auf den Praktiken der Geschichtswissenschaften fußen. Im Gegensatz zu bisherigen Methoden, könnten so deren Kriterien aus den Bedürfnissen des Faches heraus entwickelt werden, anstatt das Fach Vorgaben anzupassen, die ihm nicht gerecht werden. Dies wäre ein Versuch, das etablierte Vorgehen vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Zweitens verweist der Blick auf die praktische Ebene auf einen Punkt, der in der Debatte um die richtige Form der Messung von Qualität ein wenig untergegangen ist: bevor Forschungsleistungen auf ihre Qualität hin überprüft werden können, brauchen sie die Möglichkeit, zu gedeihen. Es sollte daher neben der Frage nach Standards und Messung von Qualität auch jene nach den Bedingungen stehen, unter denen im jeweiligen Fach ein möglichst hohes Maß an Qualität gewährleistet werden kann. Solche Bedingungen müssten für die Geschichtswissenschaften eine Begutachtungs- und Finanzierungskultur einschließen, die der Vielfalt historiografischer Arbeitspraktiken mit einer entsprechenden Vielfalt von Förderungsinstrumenten begegnet, den zahlreichen Momenten von Unwägbarkeit im historiografischen Erkenntnisprozess Rechnung trägt und einen offenen Umgang damit honoriert. Die Reinhart-Koselleck-Projekte der DFG, die auf «in hohem Maß innovative oder im positiven Sinn risikobehaftete» Vorhaben abzielen, könnten als *ein* Beispiel für einen Typ von Förderung stehen, der den Bedürfnissen der Geschichtswissenschaften entgegenkommt und dem eine Ausweitung auf jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu wünschen wäre.

54 So verweist Werner Plumpe auf das grundsätzliche Problem von Rankings: Diese «versuchen in Zahlen zu messen, was sich nicht in Zahlen messen lässt, ohne dass es zu schiefen Ergebnissen kommt». In: Martin Spiewak, *op. cit.*